

Bemerkungen zum Literaturbetrieb mit anschließender Diskussion (im Rahmen des GLIB Seminars in Berlin, 1. Juni 2022)

Helga Schubert

Ich bedanke mich dafür, dass Sie mich eingeladen haben. Ich spreche zu Ihnen im Stehen, da kann ich mich besser konzentrieren. Ich bin 82 Jahre alt, und es ist immer ein Problem für mich, den Faden zu behalten. Denn mich interessiert immer das besonders, was ich gerade erzähle. Aber man muss dann ja auch immer wieder zurückkommen. Wenn ich Ihnen einen Vortrag über den heutigen Literaturbetrieb halte, dann erzähle ich Ihnen sicher auch manches, das Sie schon wissen oder das Sie gar nicht interessiert. Zu den Punkten, über die wir vielleicht später diskutieren können, gehört die Frage, wie man bei der Menge an internationaler, an übersetzter Literatur, auch aus früheren Jahrhunderten, die in Deutschland erscheint, als Mensch trotzdem den Mut behält, weiterzuschreiben. Wie fällt man als Autorin angesichts der Tatsache auf, dass die Leser im Buchhandel und online Bücher aus der ganzen Welt bekommen? Das ist für mich ein Rätsel. Ist das ohne Agentur überhaupt möglich?

Ich werde seit Kurzem durch die Agentur Graf & Graf vertreten. Karin Graf hat folgendes Geschäftsmodell: Sie vertritt ausschließlich Literaturpreisträger. Sie führt ihre Autoren also nicht zum Literaturpreis, sondern sie ruft sie an dem Tag an, an dem die Schriftsteller einen Literaturpreis bekommen haben, und sagt zu ihnen: Ich vertrete Sie, ich schicke Ihnen übermorgen einen Vertrag zu (lacht). Man ist vollkommen platt und denkt: Na, ich brauche doch keine Literaturagentur. Wenn ich jetzt den Bachmann-Preis habe, dann werden sie sich ja um mich reißen. Das stimmt schon. Ich glaube aber, sie handelt ein Mehrfaches an Vorschusshonoraren heraus. Sie bekommt natürlich einen hohen Anteil an Prozenten. Seit 2020, als ich den Bachmann-Preis erhielt, bin ich in diesem Literaturbetrieb voll drin. Mein Buch *Vom Aufstehen* hat inzwischen 17 Auflagen, die 18. soll jetzt wohl schon im Druck sein.¹ Es wurde in verschiedene Sprachen übersetzt, und es ist für mich ein totales Rätsel, dass es einen solchen Erfolg hat.

1 Helga Schubert: *Vom Aufstehen. Ein Leben in Geschichten*. München: dtv 2021.

Anfang des Jahrtausends habe ich noch gedacht, jetzt bist du 62 Jahre alt und hast ein Buch geschrieben, das im Grunde genommen kein Mensch lesen will. An dem Buch habe ich jahrelang gearbeitet. Es heißt *Die Welt da drinnen*. Das Problem an diesem Buch ist nur, dass es eben nicht weiter aufgefallen ist. Es ist eigentlich nur in der Fachliteratur besprochen worden, und auch die Vertreter der Verlage – es ist zuerst beim S. Fischer Verlag erschienen² – haben seinerzeit gesagt, man solle bloß kein Hardcover daraus machen. Für dieses Buch wird man sich höchstens, so hieß es, im Umkreis von Universitäten interessieren, deshalb soll man es gleich für Studenten als billige Taschenbuch-Originalausgabe machen.

Der Deutsche Taschenbuchverlag ist mittlerweile allerdings kein Taschenbuchverlag mehr, sondern ein sehr guter Hardcoververlag. Seine Leiterin, Barbara Laugwitz, ist von Rowohlt gekommen. Jetzt ist auch Alexander Fest da – von Suhrkamp und überall holt man sich die Weltklasseleute, inklusive Martin Mosebach. Alle kommen jetzt dorthin mit Hardcoverausgaben. Die Literaturagentin Karin Graf hat damals gemeint, wenn wir dtv die Rechte für das Manuskript *Vom Aufstehen* geben – als ob es eine Gnade wäre –, dann müsste in dem Vertrag inkludiert sein, dass sämtliche früheren Bücher von Helga Schubert dort auch erscheinen. Der Verlag hat das akzeptiert und stellte 2021 sein ganzes Frühjahrsprogramm um. *Vom Aufstehen* kam als Spitzentitel des Programms heraus, und außerdem wurden sämtliche früheren Bücher von mir übernommen. Dadurch ist jetzt endlich auch dieses frühere Buch wieder da.³ Auf dem Umschlag steht jetzt allerdings »SPIEGEL Bestsellerautorin«. Es heißt nicht »SPIEGEL Bestsellerbuch«. Das ist ein Unterschied, der mir aufgefallen ist. Wenn man wirklich einen SPIEGEL-Bestseller geschrieben hat und in dieser Liste ist, dann steht das oben auf dem Umschlag. Es verwirrt natürlich jeden harmlosen Buchkäufer, jede harmlose Buchkäuferin, wenn dort »SPIEGEL Bestsellerautorin« steht. Dann denken sie, das wäre auch ein SPIEGEL-Bestseller, was es aber nicht ist. Das sind alles Werbetricks.

Das Buch *Judasfrauen* habe ich noch zu DDR-Zeiten beim Aufbau Verlag eingereicht. Dort hat man sich die Weltrechte gesichert, das Buch aber nicht gedruckt, sondern nur fleißig die Lizenzen in den Westen verkauft, zum Beispiel an den Luchterhand Literaturverlag.⁴ Dafür hat man dann Devisen erhalten. Meinen Anteil bekam ich natürlich immer eins zu eins in meiner Währung. Man hatte sich also keines Devisenschmuggels schuldig gemacht. Das war der Grund, weshalb man nicht

2 Helga Schubert: *Die Welt da drinnen*. Eine deutsche Nervenklinik und der Wahn vom unwerten Leben, erschien erstmals 2003.

3 Die Neuausgabe von *Die Welt da drinnen* wurde mit einem Vorwort der Autorin 2021 bei dtv in München veröffentlicht.

4 Das Buch erschien zuerst 1990 im Luchterhand Literaturverlag in Frankfurt am Main. Zur Neuausgabe vgl. Helga Schubert: *Judasfrauen*. Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich, mit einem aktualisierten Vorwort der Autorin. München: dtv 2021.

angeklagt wurde. Die Kollegen, die im Westen veröffentlicht haben und ein Westkonto hatten, wie Robert Havemann oder Stefan Heym, die konnte man alle wegen Devisenvergehen vor Gericht stellen. Ich bin ja Psychologin und habe mir überlegt, ob ich in den Knast will – nein! Mein Mann wurde dann Professor an der Humboldt-Universität, und mein Sohn studierte Forstwirtschaft. Da habe ich mir gedacht, gut, dann machst du das jetzt ganz legal. Ich habe die immer angerufen und gesagt, ich habe das und das vor, wo mache ich mich jetzt strafbar? Dann haben die immer gesagt, was Sie da machen, ist eine Mischung zwischen Schwejk und Ulen-spiegel. Strafbar machen Sie sich nur, wenn Sie ein Westkonto haben. Wenn Sie das aber über uns laufen lassen, über das Urheberrechtsbüro, und einen Vertrag über uns haben, sodass die Devisen immer direkt in die DDR kommen und wir Ihnen das eins zu eins in Ost – also, in DDR-Währung, wie sie gesagt haben – auszahlen, dann machen Sie sich nicht strafbar. Das hatte zuvor bloß noch kein einziger DDR-Schriftsteller so gemacht.

Ich bin 1982 genau so vorgegangen, und zwar bei dem in der DDR nicht erlaubten Buch *Das verbotene Zimmer*, das von meiner Generation handelt. Ich bin also mit dem Manuskript vom *Verbotenen Zimmer* zum Urheberrechtsbüro gegangen, weil der Luchterhand Literaturverlag das Buch bringen wollte. Wir wohnten gegenüber von Christa Wolf, wo häufig die Lektorin vom Luchterhand Literaturverlag war, die wiederum eine Geliebte von Günter Grass war. Die Lektorin sagte, wir wollen die Lizenzen von Hermann Kant und Christa Wolf nicht verlieren. Wenn Sie es irgendwie schaffen, dass wir offiziell einen Vertrag mit Ihnen nur für die Westrechte machen, dann wären sie die erste DDR-Schriftstellerin und wir würden die Lizenzen nicht verlieren. Beim Urheberrechtsbüro hat man gemeint: Das hatten wir zwar noch nicht, aber wir können es so machen. Wir schließen jetzt einen Vertrag und verkaufen nur die Westrechte. Vielleicht wird es in der DDR ja irgendwann doch noch einmal gemacht. So kam es, dass das Buch *Das verbotene Zimmer* im Westen erschienen ist.⁵

Damals war ich jedoch schon sechs Jahre lang unter der Kontrolle des Staatssicherheitsdienstes der DDR wegen staatsgefährdender Hetze und Diversion. Ich habe aber in der Klinik gearbeitet, und dauernd liefen meine Kollegen in den Westen. Jeden Morgen mussten wir sehen, wer wen vertreten kann, weil sich schon wieder einer im Kofferraum über die Autobahn in den Westen hat bringen lassen. Deswegen hat man uns an der Universitätsklinik der Charité wie rohe Eier behandelt, damit man bloß nicht in den Westen geht. Auch die unterschiedlichsten Schriftsteller wurden wie rohe Eier behandelt, ganz besonders aber die im medizinischen Bereich Tätigen wie ich. Und ich bin sehr qualifiziert, ich bin Fachpsychologin der Medizin.

Ich will Ihnen eigentlich nur sagen: Dass ich nicht verrückt geworden bin, das verdanke ich diesem Beruf. Ich habe immer gedacht, ich bin nicht die Wichtigste

5 Helga Schubert: *Das verbotene Zimmer. Geschichten*. Neuwied: Luchterhand 1982.

in der Welt. Es ist ganz wichtig, dass man von sich wegdenkt, dass man sich denkt: So, du lebst jetzt in der Diktatur, und das wird nie aufhören. Ich habe immer gedacht, dass das nie aufhören wird, und der, den ich am meisten geliebt habe, mein Ehemann, wollte dableiben. Sämtliche Freunde von uns waren Pastoren. Die haben gefragt, ob ich verrückt geworden bin. Es müssen doch, wenn die DDR zu Ende ist, noch vernünftige Leute da sein. Ich habe entgegnet, dass die nie zu Ende geht. Alle anderen waren dagegen immer voller Zuversicht. Sie haben dann schon illegal die SPD gegründet und das Neue Forum. Ich hatte auch illegal ein Kopiergerät. Das hat mir ein westdeutscher Priester in den Osten gebracht – man soll nichts Negatives über die katholische Kirche sagen.

Es ging alles los mit dem Bachmann-Preis, noch vor dem Fallada-Preis, mit dem ersten Buch, das ich gemacht habe. Das war alles ganz harmlos, Nachwort von Sarah Kirsch, 1975, fünf Auflagen im Aufbau Verlag, einem guten Verlag also.⁶ Das Nachwort von Sarah Kirsch ist dann natürlich ersatzlos gestrichen worden, als sie in den Westen ging.⁷ 1976 war es plötzlich nicht mehr drin, was mir auch vorher gar nicht gesagt wurde. Dadurch sind die Hochschulferienkurse der Ost-Universitäten auf mich aufmerksam geworden. Das ist ganz komisch. Seit 1975 wurde ich zu den Hochschulferienkursen der Universitäten in Leipzig, Halle, Jena, Berlin und Rostock eingeladen. Da saßen genau solche Menschen wie Sie hier, Menschen, die aus dem Westen kamen und Devisen brachten. Die Universitäten, die ja glücklich waren, wenn sie auch Devisen einnehmen konnten, haben sich Schriftsteller eingeladen, die vor diesen Leuten sagen konnten: Das, was ich Ihnen vorlese, wird hier in der DDR nicht gedruckt. Das war ganz irre. Man konnte dort ganz offen reden. Natürlich habe ich das, was ich da gesagt habe, alles später in meinen Staatssicherheitsakten wiedergefunden. Doch es hat mir keiner was getan. Dann kamen die ersten Einladungen von westlichen Universitäten, von der Universität Brüssel beispielsweise. Ich habe damals aber keinen Pass gehabt, und das war auch wieder peinlich für die DDR-Kulturpolitik.

Nach diesem ersten Buch, das ich zusammen mit Sarah Kirsch gemacht habe, hat mich Günter Kunert, der in der Jury war, für den Fallada-Preis vorgeschlagen. Das war 1983, als er schon im Westen lebte, genauso wie mehrere andere sehr gute Kollegen, die wegen der Biermann-Ausbürgerung plötzlich im Osten nicht mehr

6 Helga Schubert: *Lauter Leben. Geschichten*. Berlin/Weimar: Aufbau Verlag, 1975, auf S. 4 ist vermerkt: »Mit einem Nachsatz von Sarah Kirsch«. Die Neuauflage erschien 2022 mit dem Titel *Lauter Leben. Erzählungen* bei dtv in München, Kirschs »Nachsatz für Helga Schubert« findet sich auf S. 173.

7 Die Lyrikerin Sarah Kirsch (1935–2013) gehörte zu den Erstunterzeichnern der »Erklärung der Berliner Künstler« vom 17. November 1976 gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. Sie wurde daraufhin aus der SED und dem Vorstand des Schriftstellerverbandes der DDR ausgeschlossen. Nach einem Ausreiseantrag verließ Kirsch die DDR 1977 und lebte zunächst in Westberlin.

publizieren konnten. Sie hatten den Protest gegen die Ausbürgerung von Wolf Biermann unterschrieben und kannten sich alle untereinander. Ich dagegen war ja Neuling im Schriftstellerverband. Erst 1975 wurde ich Mitglied, mit einer Bürgschaft von Sarah Kirsch und dem Aufbau Verlag. Es ging beim Fallada-Preis um das beste Buch im deutschsprachigen Bereich, also im gesamten Bereich Ost-West, mit politisch-sozialem Engagement. Ich hatte das Buch *Judasfrauen* ohne Druckerlaubnis zum Urheberrechtsbüro getragen und gesagt: So, daran habe ich mehrere Jahre gearbeitet. Mir ist gesagt worden, das sei alles »ausgekotzt«, was ich da geschrieben habe. Die Cheflektorin hat gesagt: »Sie haben alles über unsere Partei ausgekotzt«. Sie ist die Lektorin von Anna Seghers gewesen. Und der Cheflektor der Gegenwartsliteratur des Aufbau Verlags hat mir gesagt, das sei »Analphabetismus«, »hören Sie sofort auf zu schreiben«. Dadurch kann man dann auch verunsichert werden. Wenn ich in der DDR nicht Lesungen in kirchlichen Kreisen gehabt hätte, die zwar bespitzelt wurden, aber nicht reglementiert waren, und wenn ich nicht immerzu von Hochschulferienkursen eingeladen worden wäre – das ist wirklich meine Rettung gewesen.

Kunert, den ich nur einmal in meinem Leben gesehen habe, hat gesagt: Das Buch ist gut, wir werden ihr den Fallada-Preis geben. Ich erhielt den Anruf, dass ich den Preis bekommen solle. Damit bin ich zum Schriftstellerverband gegangen, wo man mich gefragt hat, ob ich denn verrückt geworden sei, ich könne den Preis doch nicht annehmen. Erich Loest, der in der DDR acht Jahre im Gefängnis gesessen hat, hält dann als Vorjahrespreisträger vielleicht die Laudatio. Das geht gar nicht. Woraufhin ich entgegnete, dass ich dann eben zum Kulturministerium gehe. Die haben dann beim Politbüro angefragt. Die DDR-Kulturbehörde hat mir verboten, den Preis anzunehmen, weil das Buch nur im Westen erschienen ist. Es hatte in der DDR keine Druckgenehmigung. Ich habe dann ein bisschen geweint und bin zu Christa Wolf gegangen, die damals gegenüber wohnte. Sie meinte, dass das gut sei, sie habe gerade auch einen Preis abgelehnt, den Walter Kempowski zuvor bekommen hatte. Da hätte er dann die Laudatio gehalten, und damit provoziert man nur die Regierung. Also nicht.

Sie müssen sich das als normale Germanistikprofessorinnen und Professoren und als Studentinnen einmal vorstellen, welche Aufmerksamkeit in einer Diktatur Schriftstellern gewidmet wird. Nur deshalb sage ich dies alles. Es ist doch vollkommener Irrsinn, dass diese Leute sich immerzu gefährdet fühlten. Man selber ist eine Spottdrossel, und die Leute fangen an, sich einen Kopf zu machen, wie ihre Diktatur – sie nannten das damals ja nur eine »Diktatur des Proletariats« – gefährdet sei. Sie fühlten sich immerzu gefährdet durch jeden Spott, durch jedes Wortspiel, durch jede etwas andere Wortwahl, furchtbar.

Hätte ich den Preis angenommen, dann würden die gutwilligen Linken in der Bundesrepublik sich für diesen Preis interessieren und denken: Weshalb ist dieses Buch denn nicht in der DDR erschienen? Dort gibt es demnach eine Zensur. Offiziell gab es ja keine Zensur, die Veröffentlichung ist mir aber tatsächlich verbo-

ten worden. Wenn ich den Preis annähme, würde die Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Dadurch würde ich der DDR-Kulturpolitik schaden, denn es wäre schrecklich, wenn diese Leute auf den Gedanken kämen, dass es in der DDR eine Zensur gibt. Wenn ich aber bereit wäre, diesen Preis ohne Presserummel abzulehnen, dann könnte man darüber reden, dass, wenn man für drei Erzählungen keine Druckgenehmigung gibt, das übrige Buch eventuell doch in der DDR veröffentlicht wird.⁸ Das Buch, das, wie gesagt, im Westen erschienen ist, brachte dem Büro für Urheberrecht in der DDR ja Devisen ein. Ich bekam alles eins zu eins in DDR-Währung. 1986 habe ich dann für das amputierte Buch den Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste erhalten. So hängt das alles zusammen.

Tatsächlich bekommen habe ich den Fallada-Preis erst zehn Jahre später, als die DDR schon Geschichte war. Es hieß dann: Sie hat es damals sehr höflich begründet, dass sie den Preis nicht annehmen durfte. Ich hatte seinerzeit gesagt, ich stehe unter juristischem Druck. Denn das Kulturministerium hatte bei der Abteilung Kultur des Politbüros der SED angefragt: Kann die Schubert diesen Preis annehmen oder nicht? Stephan Hermlin und Hermann Kant haben sich den Kopf über die Frage zermartert: Lassen wir sie den Preis annehmen oder nicht? Das habe ich in meinen Staatssicherheitsakten gesehen. Und dann hat die Abteilung Kultur des Politbüros einen schönen Gruß an den stellvertretenden Kulturminister Höpcke bestellen lassen, der der Vertreter des Staates war und mir alles erzählt hat:⁹ Wenn Sie den Preis annehmen, hat das Politbüro gesagt, dann können Sie auch gleich im Westen bleiben. Das wäre die zweite Ausbürgerung nach Biermann gewesen. Ich wollte meine Familie aber gar nicht verlassen. Ich wollte, dass die DDR zu Ende ist. Das ist ein großer Unterschied.

Ich war jetzt also im Ministerium unwiderruflich als jemand bekannt, der etwas nicht von sich aus einsieht. Das hat man mir gesagt. Denn diese Angelegenheit war ja schon die zweite Sache. Zuvor hatte Kunert, der in der Jury des Bachmann-Wettbewerbs von 1980 saß, bereits vorgeschlagen, dass ich dort lese. Ich hatte auch gleich eine Erzählung und freute mich ganz doll. Ich habe sofort an die Veranstalter in Österreich geschrieben, sie wüssten ja gewiss, dass man aus der DDR nicht so einfach ausreisen könne. Ich würde um eine Erlaubnis beim Schriftstellerverband bitten.¹⁰ Das habe ich auch getan. Sie haben dann genau so, wie zwei Jahre später beim Fallada-Preis, mit mir geredet und gemeint, sie wollten es nicht verbieten. Ich

8 Die um drei Erzählungen gekürzte Ausgabe von *Das verbotene Zimmer* erschien in der DDR unter dem Titel *Blickwinkel. Geschichten*. Berlin: Aufbau 1984.

9 Klaus Höpcke (geb. 1933) war von 1973 bis 1989 stellvertretender Minister für Kultur und Leiter der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel.

10 Helga Schubert an Ernst Willner und Humbert Fink, Schreiben vom 7. April 1980 (siehe Anhang). – Der österreichische Publizist und Journalist Luigi Umberto Fink (auch Humbert Fink, 1933–1922) entwickelte zusammen mit dem Rundfunkjournalisten und damaligen Landesintendanten des ORF Ernst Willner (1926–1983) die Idee des Ingeborg-Bachmann-Wettbe-

müsse es von mir aus einsehen. Sie müssen jetzt einsehen, dass Sie nicht vor Reich-Ranicki vortanzen dürfen, hieß es. Die deutsche Literatur sei ohnehin eine Schimäre, es gibt sie gar nicht, die deutsche Literatur. Es gibt österreichische Literatur, eine Schweizer Literatur, eine bundesdeutsche und die DDR-Literatur. Die alle gibt es, aber nicht einen Wettbewerb für deutschsprachige Literatur. Sie können doch nicht an einem Wettbewerb für Literatur teilnehmen, die es gar nicht gibt. Das hat der Schriftstellerverband zu mir gesagt. Ich habe mich wie immer an Höpcke, diesen Buch-Minister, gewandt. Dort hieß es: Nein, Sie müssen es von sich aus einsehen. Ich habe geantwortet: Dann müssen Sie es mir verbieten. Und so steht es auch in den Staatssicherheitsakten drin: »Sie ist völlig uneinsichtig, sie will es verboten haben.«

Nach diesem Verbot habe ich einen Brief an die Universität Klagenfurt geschrieben, an die Literaturwissenschaftlerin Doris Moser, die mit Klagenfurt zusammengearbeitet hat.¹¹ Sie hat mir jetzt, 40 Jahre später, ein Faksimile meines damaligen Briefes an die Jury geschickt.¹² Man nimmt ihn jetzt als Material für den Deutschunterricht der Germanistikstudenten in Klagenfurt, wenn es um das Verhalten von Schriftstellern in Diktaturen geht. Ich wusste das alles gar nicht mehr, es ist ja schon so lange her. Ich habe geschrieben, dass ich mich sehr über diese Einladung gefreut habe und zum Schriftstellerverband gegangen bin, wo mir mitgeteilt worden ist, dass es keine deutsche Literatur gibt. Ich habe die gesamten zwei Seiten in einem guten Konjunktiv geschrieben. Es gäbe keine deutschsprachige Literatur, und aus diesem Grunde bekäme ich keine Ausreiseerlaubnis. Mein letzter Satz ist: »Ich hoffe, dass sich die politischen Verhältnisse einmal so ändern, dass ich mich meinen österreichischen Lesern und Leserinnen« – ich habe damals schon zwei Geschlechter verwandt, und nicht drei – »vorstellen kann.« Das verteilt Doris Moser an ihre Studenten, damit die sich vorstellen können, wie es ist, in einer Diktatur zu schreiben. Vor allem, wenn man so spöttisch wie ich ist. Das ist mein Problem. Als mir seinerzeit das Buch im Aufbau Verlag nicht erlaubt wurde, ging es vor allen Dingen um diese eine Erzählung, die *Frühere Standpunkte* heißt und in der ich mich über die frühere DDR und die SED vollständig lustig gemacht habe.¹³ Es gab eine Akademie

werbs, den die beiden 1977 gemeinsam mit Marcel Reich-Ranicki begründeten. Willner gehörte dessen Jury bis 1982 an, Fink bis 1986.

- 11 Doris Moser (geb. 1965) hatte von 1997 bis 2001 die Organisation, Koordination und Gesamtleitung der Tage der deutschsprachigen Literatur (Ingeborg-Bachmann-Preis) in Klagenfurt inne. Sie ist Vizestudienrektorin und Koordinatorin für internationale Beziehungen des Instituts für Germanistik an der Universität Klagenfurt. Moser verfasste die umfangreiche Studie *Der Ingeborg-Bachmann-Preis. Börse, Show, Event* (Wien et al.: Böhlau 2004).
- 12 Helga Schubert an Ernst Willner und Humbert Fink, Schreiben vom 23. April 1980 (siehe Anhang).
- 13 »Frühere Standpunkte« sollte ursprünglich in einer im Selbstverlag von Autoren geplanten Anthologie mit dem Titel *Berliner Geschichten* erscheinen. Ulrich Plenzdorf, Klaus Schlesinger und Martin Stade hatten die Sammlung im September 1975 initiiert; vgl. dazu ausführlich

für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED, und deren Vorsitzender hat mich eingeladen, ich möchte dort bitte mal diese Erzählung vorlesen. Die Zuhörer waren ungefähr so wie Sie, bloß nicht mit so lebendigen Gesichtern, sondern sie waren völlig entsetzt. Ich habe die Geschichte dort also vorgelesen, und alle sind vollkommen ruhig gewesen. Zuvor bin ich ja häufig in Studentengemeinden und Kirchen eingeladen worden, und dort haben sich die Zuhörer immer halb tot gelacht über das, was ich gemacht habe. Aber da hat keiner gelacht, die haben mich alle völlig ernst angekuckt. Dann hat der Vorsitzende gesagt, das wird bei uns nicht gedruckt, und ich würde Ihnen, Frau Schubert, den Rat geben, ihren Spott an etwas Anderem auszulassen als an unserer Partei. Ich wusste also, das Buch kommt nicht. Mir sind dann nur noch Nachauflagen angeboten worden. Das habe ich aber nicht gewollt.

Ich habe danach mehrere Jahre an dem bereits erwähnten Buch mit dem Titel *Judasfrauen* geschrieben. Ich wollte ein Buch über Denunziation in der Diktatur schreiben, kam aber natürlich nicht an die Staatssicherheitsakten ran. Das war ja ganz selbstverständlich. Gut, dann mache ich ein Buch über Denunziation in der Nazizeit, dachte ich. Und wie komme ich da an die Akten? Ich bin zum Schriftstellerverband gegangen, wo man mir gesagt hat, es gibt Akten beim Zentralen Parteiarchiv der SED. Dort gibt es Volksgerichtshof-Akten. Ich habe dann darum gebeten, darin lesen zu dürfen. Man hat mir geantwortet, es muss eine Abteilung ›Frauen‹ beim Zentralkomitee der SED geben. Dort solle ich hingehen. Ich war ja kein Mitglied, man durfte aber trotzdem hin. Dort gab es einen Paternoster. Ich habe einen Termin bei einer Dame bekommen, die sehr hoch über mir gesessen hat und ich darunter an einem Tisch. Das war ganz komisch. Was wollen Sie machen, hat sie gefragt, über Denunziantinnen in der Nazizeit? Da geben wir Ihnen keine Akten. Das waren Kleinbürger, denen wollen wir doch ihre Vergangenheit nicht vorhalten. Das sind doch unsere Bündnispartner. Ich habe entgegnet, ich würde aber sehr gerne solche Akten lesen. Sie hat geantwortet, ich kann über Widerstandsgruppen arbeiten – schreiben Sie doch ein Buch über Widerstandsgruppen, in denen Frauen drin waren. Ich dachte mir, dass das der Schlüssel ist. Wenn ich überhaupt erst einmal im Archiv arbeiten darf, dann könnte ich dabei vielleicht etwas über die Vorgehensweise des Volksgerichtshofes lernen oder etwas über Verhörmethoden der Gestapo erfahren.

Das habe ich also ein Vierteljahr lang gemacht. Es war ein ganz kleiner Lesesaal in der Mitte der 1980er-Jahre. Hinten saß hinter Glas eine Wissenschaftlerin, die mit

Plenzdorf/Schlesinger/Stade (Hg.): Berliner Geschichten. »Operativer Schwerpunkt Selbstverlag«. Eine Autorenanthologie. Wie sie entstand und von der Stasi verhindert wurde. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995. Die Erzählung wurde später in Helga Schubert: Die Andersdenkende. München: dtv 1994, S. 17–26, veröffentlicht. Vgl. dazu auch die im selben Band, S. 27–36, abgedruckten Dokumente der Verwaltung für Staatssicherheit.

mir ein Quellengrundlagengespräch führte und mich noch einmal gefragt hat, weshalb ich denn etwas über Denunziantinnen machen wollte. Ich habe mein Anliegen also noch einmal begründet. Ich bekam dann Akten über lauter Widerstandsgruppen, beispielsweise über die Gruppe Baum und so weiter, *Vater und Sohn* von Erich Ohser. Ich weiß nicht, ob Sie diese Karikaturen kennen.¹⁴ Auch dieser Künstler ist von einer Frau verraten worden. Ich bekam aber die Protokolle nicht. Man hat mir dann die Akte gegeben, die auch Fallada erhalten hatte, als er *Jeder stirbt für sich allein* schrieb.¹⁵ Ich habe dann erst entdeckt, dass Fallada, der damals ja schon süchtig war, was vollkommen Anderes aus der Akte gemacht hat. Das fand ich interessant und habe darüber mal bei einer Tagung im Verband einen Vortrag mit dem Titel »Das Böse im historisch Guten« gehalten.¹⁶ Ich weiß nicht, ob Ihnen das alles vor Augen steht. *Jeder stirbt für sich allein* ist ein Buch von Hans Fallada über das Ehepaar Hampel. Diese beiden haben selbstgeschriebene Flugblätter gegen den Krieg in Berlin ausgelegt und sind von irgendjemandem denunziert worden. Daraufhin sind sie beide vor den Volksgerichtshof gekommen, sind zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Fallada hat daraus ein Buch gemacht, das so endet, dass beide sich noch voller Liebe ansehen, als sie vor Gericht stehen, Sie erinnern sich vielleicht. Das ist dann so eine Art von Happy End, »wir lassen uns unsere Liebe nicht ...«, und so weiter. Aber in Wirklichkeit war es völlig anders. Ich habe die Akte gelesen. In Wirklichkeit haben sie sich gegenseitig beschuldigt und gesagt: »mich nicht zum Tode verurteilen, meine Frau hat mich aufgehetzt. Ich bin für den Führer, aber sie hat gesagt, dass wir das machen müssen.« Und umgekehrt hat die Frau dasselbe gesagt: »Ich bin immer für den Führer gewesen, aber mein Mann hat ...«, und so. Obwohl sie wussten, dass sie zum Tode verurteilt werden, haben sie sich vor ihrem Tode noch dermaßen gedemütigt. Das fand ich doch noch viel wichtiger. So etwas hätte ich anstelle von Fallada erzählt: Was eine Diktatur aus Leuten macht, die ja durchaus anständige Motive haben. Das ist doch unglaublich mutig, so ähnlich wie die Geschwister Scholl. Ihr Sohn war im Krieg umgekommen, sie hatten gar nichts mehr, was sie liebten, und deshalb haben sie diese Zettel ausgelegt. Was macht so eine Diktatur aus Menschen? Das hat mich interessiert. Das war also die Fallada-Sache.

Das Buch *Judasfrauen* ist, wie gesagt, in der DDR nicht erschienen, sondern im Frühling 1990 im Westen. Im Jahr davor hat es die ganzen Demonstrationen gege-

-
- 14 Erich Ohser (1903–1944) veröffentlichte seine Bildergeschichten *Vater und Sohn* von 1934 bis 1937 in der *Berliner Zeitung* unter dem Pseudonym e. o. plauen. Er wurde am 28. März 1944 verhaftet und erhängte sich in der Nacht vor Beginn seines Prozesses vor dem sogenannten Volksgerichtshof.
- 15 Hans Fallada: *Jeder stirbt für sich allein*. Berlin: Aufbau 1947 (Erstausgabe mit unautorisierten Veränderungen); die vollständige Ausgabe erschien 2011 im Aufbau-Verlag.
- 16 Helga Schubert: *Das Böse im historisch Guten* (1988). In: Dies.: *Die Andersdenkende*, S. 146–149.

ben, und ich habe vor Tausenden von Menschen die Zulassung der gerade gegründeten Sozialdemokratie gefordert und dass wir eine Parteiendemokratie haben wollten. »Wider den Schlaf der Vernunft« hieß die Veranstaltung, furchtbar pathetisch, im Oktober 1989 in der Erlöserkirche in Berlin-Lichtenberg. Da war ein Pastor dabei. Es waren ja alles Pastoren, die sich so sehr engagierten. Eine Woche später fand diese Millionen-Demonstration auf dem Alexanderplatz statt. Dann ging es los mit dem Runden Tisch. Es gab in allen Regionen und Gemeinden überall die Gespräche zwischen den Mächtigen, die nicht legitimiert waren, und den Bürgerrechtlern, die auch nicht legitimiert waren. Jetzt sollten aber erst einmal Arbeitsgruppen zu Korruption, Missbrauch und zu allem Möglichen gebildet werden. Und dann gab es eben den Zentralen Runden Tisch, an dem auch die damals nicht legitimierte Regierung von Hans Modrow beteiligt war. Genau so, wie Sie hier sitzen, saßen dort Leute von allen Bürgerrechtsparteien, von den neu gegründeten Parteien, aber auch den alten. Gysi saß für die PDS oder die Linke da dran, die haben sich auf der Flucht ja dauernd umbenannt. Er zusammen mit Wolfgang Berghofer, dem Oberbürgermeister von Dresden. Sowohl die Moderatoren, die alle von der Kirche waren, als auch die Anwesenden wollten die ersten freien Wahlen vorbereiten.

Der Pastor Martin Gutzeit, der zusammen mit Markus Meckel illegal schon die SPD gegründet hatte und jetzt für die Staatssicherheitsakten in Berlin zuständig ist, sagte, weshalb kommt von dem, was wir hier machen, nichts an die Öffentlichkeit? Das ist doch historisch. Es lag daran, dass die beiden Pressesprecher der einladenden Kirchen verschiedene Motive hatten. Der Pressesprecher der evangelischen Kirche war ein IM der Staatssicherheit und wollte gar nicht, dass irgendetwas nach draußen dringt. Und der von der katholischen Kirche interessierte sich überhaupt nicht für Bürgerrechtler. Er hat alles nur nach innen zur katholischen Kirche berichtet und dabei bloß das erwähnt, was die neuen Parteien in Sachen Abtreibung und Euthanasie wollten. Das war das Einzige, was sie interessiert hat.

Martin Gutzeit, der für die SPD am Runden Tisch saß, meinte, wir müssen doch jemanden haben, der das berichtet, was hier Unglaubliches passiert, dass nämlich eine Regierung sich mit den ganzen Leuten, die sie absetzen wollen, an einen Tisch setzt und freie Wahlen vorbereitet. Das müssen wir doch international bekannt machen. Er hat sich an mich erinnert, und so wurde ich Pressesprecherin des Zentralen Runden Tisches. Ich habe mich also hingeworfen, der von der evangelischen Kirche saß neben mir. Ich sagte: »Guten Tag. Ich bin der dritte Pressesprecher. Wo ist denn hier der Sitzplan?« Die Presse durfte nämlich nicht rein, die dpa, DER SPIEGEL und alle Anderen saßen draußen. Sie hatten auch keine Namensschilder dran.

Mir wurde plötzlich klar, dass das so eine Beschwichtigungssache der noch existierenden Staatssicherheit war. Das war unglaublich interessant. Als ich den Sitzplan machen wollte, dachte ich: Ich gehe jetzt zu allen hin und frage jeden Einzelnen, für wen er da sitzt. Die Kärtchen brauchte man ja bloß zu knicken, und dann steht SPD, CDU und so weiter da. Das haben sie dann gemacht. Immer zwei oder

drei durften am Tisch sitzen, und hinten waren die Berater. Ich habe meinen Sitzplan gemacht und dabei wurde mir erst einmal klar, was eigentlich los ist. Ich habe alle einzeln gefragt: Für wen sitzen Sie hier? Vereinigte Linke, Unabhängiger Frauenverband, und so weiter. Und sind Sie zufällig auch in der SED? Dann haben die erst einmal eine Mücke gefangen (Lachen) oder etwas Ähnliches – sie haben aber nicht geantwortet. Die SED hatte sich überall eingeschlichen und überall unter den verschiedensten anderen Namen firmiert. Sie können sich das nicht vorstellen. Sie sind so sehr daran interessiert gewesen, ihre Macht zu behalten. Ich habe dann gefragt, ob sie in ihrer neuen Vereinigung nicht auch jemanden haben, der nicht in der SED ist. Wenn nicht, dann müssen ihre Stühle frei bleiben. Sie können ja hier leere Stühle beraten, aber abstimmen können sie nicht. Der Pressesprecher der evangelischen Kirche hielt mich dauernd fest und sagte, das geht uns doch gar nichts an.

Kurz und gut, beim zweiten Mal, als ich da war, salutierte einer vor mir und sagte, er wäre vom Ministerium für Nationale Sicherheit. Das hatte sich kurz vorher umbenannt. Hier seien 50 Seiten, alle Bunker, Raketen und Sonderlager. Der Runde Tisch hatte eine Auflistung in Auftrag gegeben, wo die Staatssicherheit ihre Waffen hatte und all so was. Er gab mir zwei Exemplare davon. Ich habe gedacht, das ist genau das, was ich immer wissen wollte. Ich habe immer gedacht, wir sitzen nur auf Bomben. Die DDR ist ein hochgerüsteter Staat gewesen. Ich hatte jetzt also zwei Exemplare, in denen ich sehen konnte, in dem Bunker liegen so und so viele Raketen. Ich wusste, dass dieser Staat zusammenbricht. Wir bekamen dauernd Bombendrohungen von versprengten Staatssicherheitskommandos, das wäre die »Reaktion«, die würde »siegen«. Ich hatte diese Blätter ungefähr vier Sekunden in der Hand, als ein Mann sie mir weggenommen hat. Alle beide. Er sagte: Eins nehme ich und eines gebe ich meinem Kollegen. Ich fragte, wer sind Sie denn? Darauf antwortete er, er sei von ADN. Das war die Nachrichtenagentur der DDR, die unmittelbar dem Politbüro unterstand, und zwar dem Bereich Agitation und Propaganda.

Frage: Sie haben zu Beginn Ihrer Ausführungen darüber gesprochen, wie man den Mut zum Weiterschreiben haben und wie man auf sich aufmerksam machen kann. Sie haben in diesem Zusammenhang auch Erich Loest erwähnt. Von ihm gibt es ein schönes Buch mit dem Titel *Der vierte Zensor*.¹⁷ Wir haben gestern über die Zensur des Marktes gesprochen. Wie haben Sie sich in diesem Prozess zwischen diesen beiden Polen, zwischen staatlicher Zensur und der des Markts, positioniert? Sie haben ja beschrieben, dass Ihre Bücher in der DDR nicht veröffentlicht werden und Sie nur bedingt auf sich aufmerksam machen konnten.

17 Erich Loest: *Der vierte Zensor. Der Roman »Es geht seinen Gang« und die Dunkelmänner*. Stuttgart/Leipzig: Hohenheim /Linden 2003.

Helga Schubert: Das ging vor allem durch das Ausland! Es war unglaublich. Ich bekam plötzlich Einladungen aus den Vereinigten Staaten, von Armin Wishard vom Colorado College und Barbara E. Kienbaum für die Purdue University Northwest. Können Sie vielleicht drei bis vier Wochen einen Kurs bei uns machen? Als Muttersprachlerin, und ab 12 Uhr müssen Sie dann natürlich Englisch sprechen. Ich hatte nur mein Schulenglisch. Das fand aber alles noch zu DDR-Zeiten statt. Ich hatte damals einen Pass und durfte fahren. Im Inland haben mich, wie gesagt, immer die Kirchen eingeladen. In der evangelischen Kirche gab es eine unglaublich gute Kulturarbeit. Sie müssen sich wirklich einmal vorstellen, dass die sich gar nicht mehr um Gott und alles Mögliche gekümmert haben, sondern sie haben Buchhändler-Tagungen gemacht, hier in Weißensee im Stephanus-Stift. Da saßen vielleicht 600 Leute vor einem. Das waren natürlich nicht alles nur Buchhändler. In den Staatssicherheitsakten steht dann drin: Von dem und dem Genossen war der Sohn dabei. Ich wurde zusammen mit Bettina Wegener, mit Markus Meckel, einmal auch mit Thomas Brasch eingeladen, und wir haben vor den Leuten gelesen. Das war keine Zensur. Hunderte von Leuten waren da. Ich wusste auch von den Lesungen in den Kirchen. Ich habe mein ganzes Leben lang Rückmeldung bekommen von anderen Menschen, die ich achtete, aber auch von denen, über die ich mich lustig gemacht habe. Gleichzeitig hatte ich aber diesen sehr qualifizierten Beruf und war auch immer aktiv evangelische Christin. Ich habe deshalb immer gedacht, ich bin irgendwie geschützt, merkwürdigerweise. Der Offizier, der 13 Jahre lang gegen mich ermittelt hat, hat sich bei mir Anfang der 1990er-Jahre entschuldigt und gesagt, ich fühle Ihnen gegenüber Reue und Scham. Das war anlässlich einer Fernsehaufzeichnung über die DDR-Staatssicherheit und die Literatur, die der Regisseur Heiner Sylvester gemacht hat, Joachim Walther hat dazu das Buch geschrieben.¹⁸ Ich habe gefragt, seit wann? Er hat geantwortet, es hat sich in der Wende so entwickelt, als alle Angst hatten, dass sie gelyncht würden. Aber er nicht. Er meinte, er habe durch die Beobachtung der evangelischen Christen und aller, die die DDR nicht wollten, festgestellt und das seinen Genossen auch gesagt: Keine Angst, die tun uns nichts, die wollen nur eine andere Gesellschaftsordnung.

Frage: Nach all dem, was Sie in der DDR erlebt haben, möchte ich Sie fragen, was Sie darüber denken, wenn sie die Rede von einer »Zensur des Marktes im Westen« hören? Wie stehen Sie dazu, wenn es heißt, der Westen habe auch eine Zensur durch den Markt gehabt?

Helga Schubert: Das kann man wirklich nicht vergleichen. Das eine ist systemimmanent. Das Andere, die Zensur des Marktes, könnte man, wenn man Kapitalismuskritikerin wäre, auch für systemimmanent halten. Aber es ist durchlässig,

18 Joachim Walther: Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin: Ch. Links 1996.

das ist der Unterschied. Wenn Sie in der DDR bei einem Verlag einfach keine Erlaubnis bekommen haben, dort zu lesen, dann hat kein anderer Verlag gewagt, Sie zu einer Lesung einzuladen. Im Buchwesen aller Länder mit offenen Gesellschaften gibt es dagegen diese Durchlässigkeit, in jeder Beziehung, auch was die Bildung betrifft. Sie konnten sich in der DDR nicht an einer bestimmten Universität bewerben, wenn Sie zuvor von einer anderen abgelehnt worden waren. Keine andere hätte Sie dann genommen. Das Furchtbarste, was einem als denkendem Menschen passieren kann, ist, dass man in einer zentralistischen, in einer geschlossenen Gesellschaft lebt. Eine offene Gesellschaft bietet Möglichkeiten, und sehr tüchtige Leute fallen dann eben doch auf. Davon bin ich wirklich überzeugt.

Dabei ist es in der offenen Gesellschaft nicht die Aufgabe der Schriftsteller, andere Leute aufzuklären, zu missionieren. Das habe ich mein ganzes Leben lang gewusst. Ich habe auch Philip Roth und diese ganzen Leute gelesen und wusste, in der wirklichen Welt – ich habe immer die offene Gesellschaft als die wirkliche Welt angesehen – geht es eigentlich darum, Gedanken einzubringen, die ganz authentisch sein müssen. Das ist mir klar. Dann ist ein anderer Mensch auch bereit, wenn er nicht belehrt wird, sich zu öffnen. Ich habe auch nie versucht, politisch zu missionieren. Ich habe nur versucht, ganz genau zu schildern, Ambivalenzen zu schildern. Insofern sind Psychotherapie und Literatur doch etwas Ähnliches. Wenn ich gefragt werde, sage ich normalerweise, das hat nichts miteinander zu tun. Doch, es hat etwas miteinander zu tun, und zwar dann, wenn man Ambivalenzen und Ambiguitäten zulässt, an sich selber, und sie beim anderen voraussetzt. Wenn das so ist, dann kann ich nicht ohne Schattierungen schreiben. Das ist genau wie früher. Nur ist es so, dass das Schreiben in der Diktatur eine große Versuchung zur Vereinfachung ist. Und dann lacht irgendjemand. Es ist wirklich tödlich, in einer Diktatur zu schreiben und zu veröffentlichen, denn man muss notgedrungen Kompromisse machen.

Mein Buch *Blickwinkel* – um als Beispiel darauf noch einmal zurückzukommen – war ja die Ostausgabe von *Das verbotene Zimmer*, und es sind drei Erzählungen nicht darin enthalten.¹⁹ Um sie hat es mir eigentlich immer leidgetan. Wenn ich aber den Kompromiss nicht eingegangen wäre, dann wäre das Buch im Osten nicht erschienen. In der offenen Gesellschaft können Sie ganz und gar Schriftsteller sein. Sie können natürlich erfolglos sein, niemand interessiert sich für Sie, und Sie bekommen keine Kritiken, das kann einem alles passieren. Aber man wird nicht so kaputt gemacht, man wird nicht so im Innersten verunsichert. Und das wird in der Diktatur mit solchen Leuten immer gemacht. Mit spöttischen Leuten sowieso. Richtige Schwarzweißleute, die nicht interessant schreiben, werden dann sehr gelobt. Darüber kann man sich dann ärgern oder kann sagen, gut, ich kann ja stolz sein, dass sie mich nicht loben. Aber man kommt auf Abwege. In der Diktatur werden Sie völlig abgelenkt von dem, was Sie schreiben wollen. Denn man denkt, das wird ja doch

19 Schubert: *Blickwinkel*.

nicht veröffentlicht oder jetzt wirst du es denen mal geben. Das sind alles unliterarische Gesichtspunkte. Man muss eine gute Erzählung schreiben und die muss stimmen. Und dann muss es auf den letzten Satz zugehen, die Leser und Leserinnen müssen abgelenkt werden vom letzten Satz, und es muss einfach eine gute Erzählung sein. Das ist sehr schwer in der Diktatur, weil Sie so viele Kleinigkeiten und Details reinbringen müssen und schon wissen, das wird ja doch nicht gedruckt.

Ich lese Ihnen dazu noch die erste Seite meines Vortrags mit dem Titel »Die Diktatur ist die Täterin. Oder?« vor, den ich zur Eröffnung der Rostocker Tagung zum Thema »Kann man Unrecht bereinigen?« gehalten habe: »Das Schlimmste an der Diktatur ist die Humorlosigkeit. Sie bekämpft Witze über die Herrschenden, schreibt die Wortwahl vor. Plötzlich darf man vom einen auf den anderen Tag den Krieg nicht mehr Krieg nennen, sie hasst das Doppeldeutige, die Ambivalenz, schließlich die menschliche Realität. Die Literatur dagegen liebt den Humor, macht Witze über die Herrschenden, hört auf die sich wandelnde Sprache der Mitmenschen, liebt die Doppeldeutigkeit, die Ambivalenz, die menschliche Realität. Es besteht also eine logische Feindschaft zwischen Literatur und Diktatur. In meinem Beitrag heute möchte ich Ihnen von dieser Feindschaft erzählen und ihrem Happy End. Es geht nämlich immer gut aus. Nur manchmal ist der Schriftsteller etwas eher tot als die ihn betreffende Diktatur, man muss nur Geduld haben.«²⁰

Frage: Sie haben mehrfach ihre Stasiakte erwähnt. Hat Sie irgendwas an dem, was Sie in ihr gefunden haben, überrascht? Manches werden Sie erwartet haben, anderes nicht.

Helga Schubert: Ich war überrascht, dass nicht drinstand, dass ich ein Kopiergerät hatte. Es ist wirklich wahr, ich hatte ein Kopiergerät und habe damit Hunderte Aufrufe vom Neuen Forum im September 1989 vervielfältigt. Ich habe mir überlegt, ob da wohl irgendetwas aus der Akte rausgenommen worden ist? Ich durfte mit meinem Mann zusammen in den Akten lesen. Sie sollten ja geschwärzt werden, aber ich habe gesagt: Nein, wenn eine Ehe – wir sind seit 46 Jahren miteinander verheiratet – eine Diktatur nicht übersteht, dann kann man die Flinte gleich ins Korn werfen. Ach, wie schön, hieß es, dann brauchen wir nicht zu schwärzen. Sonst müssen immer Mitarbeiterinnen dastehen, schwärzen und abdecken, was den Anderen betrifft. Wenn der Eine fremdgegangen ist, dann erfährt der Andere das durch die Akte. Bei meinem Mann war neu für mich, dass die Leute es dauernd mit den berühmtesten Assistentinnen versucht haben. Ach, Herr Professor, gehen Sie auch zur

20 Um das Wörtchen »oder« erweitert, verwendet der Vortragstitel die Überschrift »Die Täterin ist immer die Diktatur«, unter der ein Gespräch mit Helga Schubert in der *taz* vom 12. April 1990, S. 12, erschienen ist. Diesen Titel, der eine zentrale Aussage der Autorin aus dem Gespräch wiedergibt, hat Helga Schubert auch leicht verändert für das Vorwort zur Neuausgabe von *Judasfrauen* übernommen, vgl. Die Diktatur ist die Täterin oder Nicht in meinem Namen, ebd., S. 5–8. Der Vortrag anlässlich der Rostocker Tagung umfasst 40 Seiten.

Professoren-Mensa? Ich komme ja in die Professoren-Mensa nicht hinein, würden Sie mich mitnehmen? Und er hat dann »ja bitte« gesagt. Dann sind sie vom Institut aus rübergegangen, am Bode-Museum vorbei, ein Weg von zehn Minuten, man könne sich auch später mal treffen oder danach. Das fand mehrfach statt, und er hat abends zu mir gesagt, ich habe jetzt gerade einen Schlag, die wollen sich alle mit mir treffen und so weiter (lacht). Das hatte er mir damals alles so erzählt. Bei diesem Offizier, der mir gegenüber Reue und Scham empfunden hat, steht: Er ist ein Frauentyp, aber er scheint der Schubert treu zu sein (lacht). Wir mussten so lachen. Siehst du, meinte er, ich hab es immer gesagt. Und ich habe geantwortet: Na ja, wann ist die Eintragung gewesen? Vor sechs Jahren (lacht).

In seiner Akte stand auch noch Folgendes. Wir wohnten damals ja in der Rathausstraße im neunten Stock. Man ist mit dem Fahrstuhl bis in den achten Stock gefahren, dann musste man durch einen Gang gehen und noch eine Treppe höher steigen. Uns gegenüber gab es eine Wohnung, und der, der dort wohnte, hat für den Staatssicherheitsdienst gearbeitet. Wir wussten das damals nicht. In unserer Akte fanden wir dann später eine ganz positive Beschreibung über uns von unserem Nachbarn. Also ungefähr folgendermaßen: Der Mann wischt auch die Treppe, er fegt nicht nur, sondern wischt sie auch. Und da hat mein Mann, als wir beieinandersaßen, zu mir gesagt: Also, ich habe die Treppe nie gewischt. Der Spitzel von nebenan wollte etwas Gutes über uns sagen, etwas Positives. Die Kinder grüßen höflich im Fahrstuhl, obwohl der Mann Professor ist. Daraus können Sie doch ersehen, was das für eine unglaubliche Diktatur des Spießbürgertums, des Kleinbürgertums die DDR war. Das fanden wir von Hand geschrieben in der Akte. Die Pointe ist dabei, dass der Nachbar schon tot war, als wir unsere Akte gelesen haben. Folgendes ist passiert: Ich komme eines Abends von der Lesung und mein Mann sagt, eben war der Staatssicherheitsdienst bei uns und hat sich nach dem Nachbarn erkundigt. Sie haben gesagt, der Bruder von ihm sei in der Dienstleistungsbehörde der Ministerien beschäftigt, und sie wollten wissen, ob er Westkontakte hat, ob da also beispielsweise auch Autos kommen. Da hat mein Mann geantwortet: Na ja, wir wohnen im neunten Stock, und was da hinten vor sich geht, das sehe ich doch gar nicht. Nein, gar nicht, ich kann gar nichts dazu sagen. Nach dem Wischen haben sie nicht gefragt. Zum Abschluss haben Sie dann aber noch bemerkt: Sagen Sie bitte nicht, dass wir da waren. Es war schon später am Abend, so ungefähr neun Uhr. Ich dachte, wir müssen ihm unbedingt mitteilen, dass der Staatssicherheitsdienst sich nach ihm erkundigt hat. Ich habe bei ihm geklingelt. Ich habe gesagt: Herr Ott, ich wollte Ihnen nur rasch sagen, dass der Staatssicherheitsdienst wegen Ihres Bruders da war und sich erkundigt hat. Und er hat geantwortet: Ich habe gar keinen Bruder. Dieser Mann ist kurz nach der Wende tödlich auf der Autobahn verunglückt. Als ich die Akte las, dachte ich, das muss für ihn doch furchtbar beschämend gewesen sein. Denn ich bin abends noch zu ihm gegangen und habe ihm mitgeteilt, dass sich der

Sicherheitsdienst nach ihm erkundigt hat. Und er hat es uns umgekehrt nicht gesagt. Das ist es, was ich sagen möchte. Er hat nichts gesagt.

Frage: Sie haben am Anfang Ihrer Bemerkungen geäußert, man hätte in der DDR verrückt werden können. Wie sind Sie damit umgegangen? Wie sind Sie mit dieser Situation klargekommen?

Helga Schubert: Es ist so, dass ich gedacht habe, du bist jetzt hier und kannst nicht weg. Du hast aber nur dieses eine Leben. Ich habe in meinem Leben immer so ganz starke Prioritäten gesetzt. Die Hauptpriorität ist meine Partnerschaft. Deshalb bin ich 2008 mit meinem Mann mit nach Mecklenburg gezogen, obwohl ich innerlich total Berlinerin bin. Wir haben 1976 geheiratet. Nachdem unser Haus dort abgebrannt war, dachte ich: So, jetzt können wir einen Ausreiseantrag stellen. Er hat dann aber ganz schnell ein Fertigteilhaus dahin gesetzt, nur damit wir dableiben. Die nächste Priorität ist fast gleich. Mein Sohn gehört zu diesen Leuten, die ich liebe, mein Sohn und mein Mann. Mein Sohn ist aus meiner ersten Ehe. Das sind Menschen, die sind mir ganz nah. Von denen möchte ich nicht weg sein. Mein Mann ist jetzt 95 und schwer krank, und ich komme nur für ein paar Stunden her. Denn ich habe eine Krankenschwester zu uns hinbestellt. Er ist sauerstoffabhängig, er hat einen Katheter, er halluziniert. Und trotzdem möchte ich gerne, dass er noch lebt. So, das ist die Welt, in die ich hineingestellt werde, und ich bin gläubig. Ich denke dann: So, das ist jetzt eine Aufgabe. Ich habe eine Freundin, die ist Pastorin und die sagt: Ja, es wird einem vor die Füße gelegt. Mir selbst hat sehr geholfen, als ich einmal gehört habe, Buddha hätte gesagt, was hier ist, ist überall, was nicht hier ist, ist nirgends. Das hat mir sehr geholfen, weil ich immer gedacht habe, es ist wahrscheinlich überall ähnlich. Man hat überall Versuchung zum Verrat, zur Unanständigkeit, zum leichten Weg, und überall hat man auch Hindernisse, und überall begegnet man auch destruktiven Menschen und der Frage, wie geht man mit ihnen um? Das ist überall so. Ich habe mir gedacht, du wirst nicht verrückt, du versuchst es. Manchmal habe ich nur Blumen um mich herumgestellt, um nicht aus dem Fenster zu springen. Das ist natürlich auch eine Versuchung, wenn man im neunten Stock wohnt. Im Grunde genommen geht es um das Annehmen des eigenen Lebens. Dabei habe ich doch dauernd meinen Patienten geholfen, ihr Leben anzunehmen. Dann muss ich selbst es doch auch schaffen. Und es ist ja auch gutgegangen. Mein Sohn hat vor einer Weile gesagt: Deine Lebensbilanz stimmt. Da habe ich mich sehr gefreut. Wir haben sehr gute Freunde und Freundschaften, die Jahrzehnte überstanden haben. Vielleicht sind evangelische Christen in der Wendezeit deshalb so intensiv dabei gewesen, weil sie immer diese friedlichen Lösungen vor Augen hatten.

Frage: Wie ist Ihr Buch *Vom Aufstehen* entstanden, und wie hängt es mit dem Bachmann-Preis zusammen?

Helga Schubert: Mit der Zusammenarbeit hat sich das folgendermaßen entwickelt: Beim Bachmann-Wettbewerb 2020 musste man 25 Minuten lang einen un-

veröffentlichten Text lesen. Es gibt eine siebenköpfige Jury, von der jedes Mitglied zwei Leute aus Deutschland, Österreich oder der Schweiz vorgeschlagen hat, die lesen. Die Jury sagt jeweils sofort etwas dazu. Den Ingeborg-Bachmann-Preis gibt es dann für die beste Erzählung, die dort eingereicht wurde. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, mich mit 80 Jahren dort zu bewerben, weil ich ja schon so alt war. Es hat aber immer an mir genagt, dass ich 40 Jahre zuvor nicht dorthin durfte. Als Marcel Reich-Ranicki nicht mehr Jurypräsident war, hat die Bachmann-Preis-Jury mich gefragt: Sie durften seinerzeit nicht kommen, weil Reich-Ranicki Vorsitzender war. Aber jetzt ist Peter Demetz hier, und er ist ja nun kein Westdeutscher.²¹ Vielleicht können Sie jetzt in die Jury gehen. Ich war dann ein paar Jahre in der Jury. Das ist ja noch schlimmer, wenn Sie sich dann 30 Jahre später bemühen, lesen zu dürfen. Ich selbst kam nie auf die Idee, das zu tun. Die österreichische Botschaft hat zusammen mit dem Literarischen Colloquium Berlin im September 2019 eine Tagung gemacht und gefragt, wer lebt denn noch von der damaligen Jury? Oder von den ehemaligen Preisträgern? Am ersten Abend sollen die Preisträger lesen. Würden die denn überhaupt noch der Literaturkritik von heute standhalten, oder war es ein DDR-Bonus, den sie bekommen haben? Und wer lebt denn noch von der Jury? Herr Professor Demetz hat noch gelebt, den wollte man aber nicht über den Großen Teich scheuchen. Hellmuth Karasek war tot, Urs Jaeggi auch, und so weiter. Man hat mich also gefragt, ob ich denn am zweiten Tag in der Österreichischen Botschaft mitdiskutieren würde. Wir haben noch Sigrid Löffler, die ja Österreicherin ist, und wir haben noch Volker Hage, auch noch lebend. Der schrieb ja für den SPIEGEL und die ZEIT. Die Literaturkritikerin Insa Wilke, die inzwischen Chefin des Bachmann-Wettbewerbs ist, schreibt für die *Süddeutsche Zeitung*. Ich kannte sie auch nicht. Sie wollte uns vorstellen und moderieren. Jeder von uns hatte 20 Minuten. Ich habe gesagt, dass ich lieber eine Erzählung mit dem Titel *Was ich in Klagenfurt sah und hörte* lesen würde, die ich über diese Zeit geschrieben habe.²² Gut, sagte sie, schicken Sie sie mir mal, ich kenne sie ja nicht. Ich habe ihr den Text geschickt. Frau Wilke, die damals schon Mitglied der Jury vom Bachmann-Wettbewerb gewesen ist, hat sich dann beim Empfang in der Österreichischen Botschaft neben mich gesetzt und gesagt, Frau Schubert, Sie können ja richtig gut schreiben. (Lachen) Und da habe ich geantwortet: ja (lacht). Dann hat sie gefragt: Was würden Sie davon halten, wenn ich Sie für den Bachmann-Wettbewerb vorschlage – zum Lesen? Ich war damals

21 Der 1922 in Prag geborene Peter Demetz musste in der NS-Zeit Zwangsarbeit leisten. 1949 flüchtete er nach seiner Promotion an der Prager Karls-Universität im Fach Germanistik nach Deutschland und wurde nach seiner Auswanderung in die USA 1956 an der Yale University ein zweites Mal promoviert. Dort hatte er bis zu seiner Emeritierung 1991 eine Professur für Germanistik und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft inne. Demetz war von 1988 bis 1996 Juror des Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preises.

22 In: Schubert: Die Andersdenkende, S. 187–198.

erst 79 und meinte: Dann bin ich ja der Grufti vom Dienst. Ich bin dann 80, und ich weiß nicht. Ich habe mich aber wahnsinnig gefreut und am selben Abend noch zugesagt. Dann war aber nur diese eine Erzählung da, *Vom Aufstehen*, und für sie habe ich den Preis bekommen.²³ Um Ihnen also zu antworten: Als ich diesen Preis bekommen habe, hat die Literaturagentin Frau Graf mich noch am selben Tag angerufen. Andere Literaturagenturen auch. Weil man dann eben »Ingeborg-Bachmann-Preis 2020« hinschreiben kann. Haben Sie nicht noch mehr Erzählungen? Ja, sagte ich, ich habe noch 150 bis 200 Seiten kurze Erzählungen. Ja, meinte sie, dann machen wir doch einen Vertrag. Sie hat das Ganze dem Deutschen Taschenbuchverlag angeboten, und die haben doch tatsächlich das Frühjahrsprogramm umgestellt und den Band als Spitzentitel genommen. So hing das zusammen. Und dann ist das Buch gekommen, und die Lektorin ist nur vier Tage bei mir gewesen, wir kannten uns ja nicht, um meine früheren Laptops zu sichten. Ich hatte mich nach dem Buch *Die Welt da drinnen* zurückgezogen. Wir haben beide bis nachts nebeneinander gesessen mit dem Laptop, sie natürlich mit einem Mac, ist ja klar. Sie hat mir natürlich kein einziges Wort diktiert, aber sie hat die Reihenfolge gemacht. Sie hat mich ermutigt, sie hat gesagt, das verstehe ich überhaupt nicht, erklären Sie das mal. Dann habe ich es umgeschrieben, und so ging es weiter. In vier Tagen hatten wir das Buch fertig. Das ist die Lektorin Maria Ebner. Anschließend hat man es im Verlag gelesen und gesagt: Ach, die ganzen jungen Frauen finden es so toll. Ich habe von meiner Mutter geschrieben, wie man mit der doch klarkommt, fünf Jahre nach ihrem Tod. Davon handelt die Erzählung.²⁴

Frage: Meine Frage richtet sich weniger auf den Literaturbetrieb, als vielmehr auf die Rolle der Literatur für Sie. Christa Wolf hat in ihrem Buch *Was bleibt* die Frage gestellt, was bleibt, wenn die Stasi die Erinnerung und so vieles Andere an sich reißt? In Ihrem Buch *Vom Aufstehen* heißt eine Erzählung *Mein idealer Ort*.²⁵ Welche Rolle spielt Literatur für Sie, damals wie heute, vielleicht auch aus psychologischer Sicht?

Helga Schubert: Mein größtes Vorbild ist Anton Tschechow, der russische Schriftsteller. Von ihm habe ich sämtliche Briefe und alles gelesen, was man so lesen kann.²⁶ Ich möchte mich nicht stören lassen von einer zerstörerischen oder diktatorischen Umwelt. Ich möchte schreiben. Das ist für mich keine Erleichterung. Ich habe das Schreiben nie als eine Erklärung meiner Konflikte verstanden, nie, sondern ich habe immer versucht, eine gute Erzählung zu schreiben. Immer erst wenn ich das Ganze zu Ende gedacht hatte. Wenn ich es zu Ende gedacht habe, dann weiß ich den letzten Satz. Dann weiß ich, worauf ich hinschreibe. Ich habe

23 Schubert: *Vom Aufstehen*. In: Dies.: *Vom Aufstehen*, S. 201–219.

24 Ebd.

25 Schubert: *Mein idealer Ort*. In: Dies.: *Vom Aufstehen*, S. 7–10.

26 Vgl. dazu Helga Schubert: *Über Anton Tschechow*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2023 (Bücher meines Lebens, hg. von Volker Weidermann).

einmal eine einzige Erzählung geschrieben, die eine Vorwurfserzählung war. Ich habe sie nie veröffentlicht, ich habe sie mit 21 Jahren geschrieben. Diese Erzählung habe ich mit Wut geschrieben, das weiß ich ganz genau. Ich habe danach nie mehr, auch nicht in der DDR, versucht mich hinzusetzen und zu sagen: Jetzt wirst du mal richtig vom Leder ziehen gegen deine Mutter oder gegen irgendetwas anderes. Das ist keine Literatur. Ich bekomme ständig Manuskripte zugeschickt, mein Leben ist so interessant, und das hier ist mein Buch, können Sie das nicht auch mal zum Bachmann-Wettbewerb lancieren oder beim Deutschen Taschenbuchverlag unterbringen? Literatur ist ein eigenes Kunstgebiet. Nur die Geschichte ist die Königin, bei mir.

Anhang

Zwei Schreiben Helga Schuberts an die Veranstalter des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs

Helga Schubert an Ernst Willner und Humbert Fink

7. April 1980

Berlin, d[en] 7.4.80

Sehr geehrter Herr Willner und sehr geehrter Herr Fink,
ich möchte Ihnen sehr herzlich für die Einladung zur Arbeitstagung zur Vergabe des Ingeborg-Bachmann-Preises danken. Ich erhielt diese Einladung am 3. April und stellte noch am gleichen Tag den erforderlichen Antrag beim Schriftstellerverband der DDR. Eine Entscheidung ist dort noch nicht getroffen, so daß ich Ihnen zunächst nur diesen kurzen Zwischenbescheid geben kann.

Mit freundlichem Gruß

Ihre

Helga Schubert

[Das Schreiben trägt am unteren Rand einen Posteingangsstempel vom 14. August 1980. Die Einladung für die Arbeitstagung zur Vergabe des Ingeborg-Bachmann-Preises an Helga Schubert datiert vom 11. März 1980.]

Helga Schubert an Ernst Willner und Humbert Fink

23. April 1980

H[elga] S[chubert]

102 Berlin, den 23.4.80

Sehr geehrter Herr Willner + sehr geehrter Herr Fink!

Inzwischen hab ich den offiziellen Bescheid erhalten, daß mein Antrag auf Teilnahme an der Arbeitstagung vom 28.6. – 1.7.80 in Klagenfurt abgelehnt wurde. Auf meinen Einspruch hin entschied sich unser Kulturministerium auch so.

Die Gründe dafür hängen nicht mit mir zusammen (mir wurden z.B. Studienaufenthalte in Westberlin und München ermöglicht, und ich bin auch Gast zu Lesungen bei den diesjährigen Hochschulferienkursen für Germanisten an der Humboldt-Uni), sondern mit der Konzeption der Tagung. Mir sagt man, dass diese Konzeption von dem Begriff einer einheitlichen deutschen Literatur ausgeht, von dem man ja bei uns bekanntlich nicht ausgeht. Durch eine Teilnahme würden wir als DDR-Schriftsteller diese Konzeption stützen.

Da der Aufbau-Verlag, über den Sie ja die Einladung schickten, meinen ersten Erzählband *Lauter Leben* voraussichtlich im nächsten Jahr in 3. Auflage und meinen jetzt abgeschlossenen Band *Innenhöfe* ebenfalls 1981 bringen will + sich auch ein angesehenes Verlag in der Bundesrepublik Deutschland für eine Lizenz interessiert, bin ich ganz sicher, daß ich zu Lesungen ein Ausreisevisum erhalten werde. In diesem Zusammenhang kann ich dann sicher auch mit österreichischen Lesern ins Gespräch kommen, was ja nun diesmal zu meinem Bedauern nicht möglich ist. Ich darf Sie herzlich bitten, von diesen Zeilen gegenüber der Presse keinen Gebrauch zu machen.

Mit freundlichem Gruß

Helga Schubert

[Das Schreiben trägt am oberen Rand den Posteingangsstempel vom 29. April 1980.]

Verzeichnis erwähnter Literatur

Texte von Helga Schubert

(1975) *Lauter Leben. Geschichten*. Berlin/Weimar: Aufbau Verlag [Neuausgabe mit dem Untertitel *Erzählungen*. München: dtv 2022].

(1982) *Das verbotene Zimmer. Geschichten*. Neuwied: Luchterhand. (1984) *Blickwinkel. Geschichten*, Berlin: Aufbau Verlag [um drei Erzählungen gekürzte Ausgabe von *Das verbotene Zimmer*].

- (1990) Judasfrauen. Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich, Frankfurt am Main: Luchterhand [Neuausgabe mit einem aktualisierten Vorwort der Autorin, München: dtv 2021].
- (1990) »Die Täterin ist immer die Diktatur«. Gespräch von Ulrike Helwerth mit Helga Schubert. In: taz vom 12. April 1990, S. 12.
- (2003) Die Welt da drinnen. Eine deutsche Nervenklinik und der Wahn vom unwerten Leben. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (Neuausgabe München: dtv 2021).
- (2021) Vom Aufstehen. Ein Leben in Geschichten, München: dtv.
- (2023) Über Anton Tschechow. Köln: Kiepenheuer & Witsch (Bücher meines Lebens, hg. von Volker Weidermann).
- (2023) Der heutige Tag. Ein Stundenbuch der Liebe. München: dtv.

Weitere Literatur

- Fallada, Hans (1947): Jeder stirbt für sich allein. Berlin: Aufbau Verlag [Erstausgabe mit unautorisierten Veränderungen, die vollständige Ausgabe erschien 2011 im Aufbau Verlag].
- Plenzdorf, Ulrich/Schlesinger, Klaus/Stade, Martin (Hg.) (1995): Berliner Geschichten. »Operativer Schwerpunkt Selbstverlag«. Eine Autoren-Anthologie. Wie sie entstand und von der Stasi verhindert wurde. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Joachim Walther (1996): Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin: Verlag Ch. Links.
- Erich Loest (2003): Der vierte Zensor. Der Roman »Es geht seinen Gang« und die Dunkelmänner. Stuttgart/Leipzig: Hohenheim/Linden.
- Doris Moser (2004): Der Ingeborg-Bachmann-Preis. Börse, Show, Event, Wien et al.: Böhlau.

